



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig Goldhann

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mit dem Könige sein. Ohne Erschütterungen wird es nicht abgehen, aber sie werden ein Kinderspiel sein gegen die Erschütterungen, die der Monarchie drohen, wenn nur an den Symptomen herumkurirt wird, anstatt daß man dem Übel an die Wurzel geht. Ein großer Staatsmann von der Thatkraft eines Bismarck muß dabei dem Könige zur Seite stehen. Wünschen und hoffen wir, daß er sich unter den edeln und tüchtigen Männern Italiens finde! Und so scheiden wir von dem Felsen von Arpino zwar mit der bangen Frage:

Wann wird der Retter kommen diesem Lande?

aber auch mit dem begeisterten Zuruf: Eviva il re!

Arpino, den 20. Mai 1898

Otto Eduard Schmidt



Ludwig Goldhann



chon von mehr als einer Seite ist die Bedeutung, aber auch der regsame Wettbewerb der deutsch-österreichischen Litteratur mit der dem Deutschen Reiche entsprossenen und angehörigen hervorgehoben worden, und fortgesetzt zeigt sich, daß nicht nur Deutsch-Österreich neuerdings eine ganze Reihe selbständiger Talente zur Weiterentwicklung der deutschen Litteratur gestellt hat (wir erinnern nur an L. Anzengruber, B. R. Hofegger, Ferd. von Saar, R. E. Franzos, Maria von Ebner-Eschenbach), sondern daß auch die Talente zweiten und dritten Ranges dort zu ganz anderer Wirkung und Würdigung kommen als bei uns. Die Bemühungen, selbst problematischen Talenten wie Franz Nissel, wie Moriz Reich und andern eine Stellung in der Litteratur zu geben oder zu wahren, der Eifer, der allen irgend berechtigten Bestrebungen ein Gedächtnismal errichtet, unterscheidet sich beträchtlich von der Einseitigkeit, mit der man sich im Reich den Sensationen des Augenblicks überläßt, und der Gleichgiltigkeit, die man gegen gute Namen und Leistungen zur Schau trägt, wenn Namen und Leistungen von gestern statt von heute sind. Ohne Frage hängt die größere Pietät der Deutsch-Öreicher für ihre österreichischen Talente, die lebendigere Teilnahme auch an bescheidnern Erfolgen, zum Teile mit den politischen Verhältnissen zusammen; das im zwanzigsprachigen Österreich so vielfach bedrohte Deutschthum hat alle Ursache, sich seines Besitzes zu freuen, und an dem Maße tschechischer, kroatischer oder ruthenischer Kunst gemessen, verdienen ja in der That auch bescheidnere Werke deutscher Kunst eine höhere Wertschätzung. Andererseits ist es doch eine stärkere Empfänglichkeit und größere Lebhaftigkeit des Naturells, die sich in

diesem warmen Anteil an den provinziellen Litteraturhäuptern kundgiebt. Zu den hierher gehörigen Erscheinungen hat sich im Jahre 1896 eine Ausgabe von Ludwig Goldhanns, des Brünner Dichters, hinterlassenen lyrischen Dichtungen und ein Lebensbild des genannten Dichters von Emil Soffé*) gefällt, beides, Lebensbild wie Auswahl der Gedichte Goldhanns, höchst charakteristisch für gewisse Besonderheiten des deutsch-österreichischen Litteraturlebens.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Ludwig Goldhann, so wenig wie einer der Wiener Dichter und Schriftsteller, deren geistige Wurzeln in den Boden des vormärzlichen Österreich zurückreichen, jemals den Traum von einer „österreichischen“ Poesie mitgeträumt hat, die zur deutschen Sprache und Litteratur nur noch ein Verhältnis haben würde wie die moderne norwegische zur dänischen, die moderne nordamerikanische zur englischen. Ja, genau genommen bleibt der Anspruch des jüngsten Jungösterreich dabei nicht einmal stehen. Die Norweger, die die alte Wechselwirkung zwischen Kopenhagen und Christiania besahden, unter der der Bergener Holberg der erste aller dänischen Dichter geworden war und frische norwegische Bauernworte in die dänische Schriftsprache einführten, so viel nur Raum hatten, dachten doch nicht daran, ihr Germanentum aufzugeben, im Gegenteil, sie meinten den kulturverschliffnen Dänen gegenüber die bessern, urwüchsigern Germanen zu sein. Die Propheten, die von einer künftigen österreichischen Litteratur fabeln, legen dagegen Gewicht darauf, daß diese österreichische Poesie mit der deutschen eben nur die Sprache, aber weder Blut noch Seele gemeinsam haben werde. Das Leben des bunten östlichen Völkergemisches, das Sineinanderspielen slawischer, romanischer, ungarischer und deutscher Elemente, die Lust am klingenden Schall, an der gleißenden Farbe, am heißern Odem, wie am üppigern Behagen des Daseins, die hundert und tausend Wirkungen der Halbzivilisation und der völligen Barbarei, mit ihrem Wohlgefallen an dem Überreizten, kurz alles, was undeutsch ist in Österreich, soll die Grundlage für die spezifisch österreichische Litteratur abgeben. Es ist leicht zu sehen, daß diese mit Grillparzer und Ferd. Raimund, mit Lenau und Bauernfeld nichts gemeinsam haben würde, und daß sie sich auf eine gewisse unbewußte Vorgängerschaft in der deutsch-österreichischen Litteratur alten Stils berufen könnte, die etwa von Friedrich Halm bis zu Robert Hamerling reicht. Wer unbeirrt durch die mannigfachen Anknüpfungen, die sich bei dieser Gruppe deutsch-österreichischer Dichter an das große Gewebe der deutschen Litteratur finden, den allereigensten Einschuf der Deutsch-Österreicher mit seinen fremdartig bunten Fäden untersucht, der sieht bald, woher die Vorstellung von einer aus-

*) Ludwig Goldhanns Leben und Gedichte. Mit einem Geleitwort von Franz Goldhann und einem Lebensbilde des Dichters von Emil Soffé. Herausgegeben vom deutschen Journalisten- und Schriftstellervereine für Mähren und Schlesien. Brünn, 1896. Druck von Rudolf M. Mohrer.

schließlich österreichischen Dichtung stammt. Und der wird auch verstehen, unter welchen widerspruchsvollen Einflüssen sich die Entwicklung eines Talents wie Ludwig Goldhann vollzogen hat.

Er war eigentlich auf einen der zahlreichen Nachfolger Galm's und seiner exotischen Theaterwirkungen angelegt, lernte, als seine Entwicklung in dieser Richtung schon weit vorgeschritten war, Friedrich Hebbel kennen und schloß sich dem kleinen Verehrerkreise an, den der in Wien heimisch gewordne, aber in seinem ganzen Wesen norddeutsch gebliebne Dichter nach und nach um sich sammelte. Gerade noch fähig, bestimmte künstlerische Forderungen Hebbel's zu verstehen und sich ihnen unterzuordnen, allein doch schon zu reif und zu fest in spezifisch-österreichische Lebensverhältnisse gebannt, um sich seinen ältern Geistesneigungen vollständig zu entwinden, geriet Goldhann in unüberwindlichen geistigen Zwiespalt. Der tiefere Ernst, zu dem ihn der Hinblick auf Hebbel stimmte, äußerte sich durch ein stärkeres und immer wachsendes Übergewicht der Reflexion. Er wußte an dem vorbildlichen Dichter selbst viel weniger die herbe Ursprünglichkeit und die dämonische Macht der Natur, als die Gedankentiefe und -schwere zu schätzen, und Hebbel empfand dies in entscheidender Weise, da er auf eine ihm zugesandte Abhandlung Goldhann's über seine Gedichte erwiderte: „Ihre Abhandlung ist eigentümlich gedacht und geistreich ausgeführt, und wenn ich selbst auch in Übereinstimmung mit manchem andern, z. B. mit Uhland und Mörike, meine Sachen anders rangire und die ersten Abteilungen (d. h. die Lieder und Balladen) den letzten vorziehe, so ist mir Ihre Auffassung eben darum nur umso interessanter gewesen.“ (Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen, Bd. 2, S. 552.) Kein Wunder, daß unter diesen Umständen Goldhann's mäßiges Talent nicht zu einer freien und reinen Entfaltung kam, sondern etwas Zwiespältiges behielt.

Die ausführliche biographische Studie, mit der Emil Soffé die Sammlung von Goldhann's bei Lebzeiten nicht gesammelten Gedichten begleitet hat, belehrt uns, daß der Dichter am 8. Dezember 1823 zu Wien geboren war, aus einer begüterten Bürgerfamilie stammte, die nach Altwiener Art vor allem gut musikalisch war, in der Salieri, Johann Schenk, der Komponist des „Dorfbarbiers,“ und andre Musiker, doch auch Castelli und Schreyvogel, der Dramaturg, verkehrten. 1843 begann Goldhann das Rechtsstudium an der Wiener Universität, das er 1848 eben mit der Doktorpromotion abzuschließen gedachte, als die Märzrevolution ausbrach und den Jugendlichen in ihre wilde Strömung hineinriß. Als Mitglied der Studentenlegion und des Studentenausschusses, in dem er die Doktoranden vertrat, nahm Goldhann an den Barrikadenkämpfen zu Ende Mai und an dem tollen Unsinn teil, Österreich von der Aul'a aus zu regieren und umformen zu wollen, geriet darüber in Zerwürfnisse mit seiner konservativ gesinnten Familie, ließ sich aber in den Oktobertagen

von 1848 durch diese Familie bestimmen, zu einem Schwager nach Brünn überzusiedeln. Schon im November 1848 trat er in der mährischen Hauptstadt als „Praktikant“ bei einem kaiserlichen Amte ein. 1850 holte er die über dem Wohlfahrtsauschusspielen ins Hintertreffen geratene Dissertation wieder vor und errang die Würde eines Doktors beider Rechte. Da er wohlhabend war, brauchte er sich, als sich drohende Anfälle von Bluthusten bei ihm einstellten, nicht die Genesungsreise nach dem Süden zu versagen. Als Ergebnis dieser Reise erschien 1855 sein erstes Buch, die „Ästhetischen Wanderungen in Sizilien,“ deren günstige Aufnahme ihm eine Zeit lang den Gedanken nahe legte, sich der Kunstgeschichte zuzuwenden. Aber aus Rücksicht für seine Familie verzichtete er hierauf, blieb Jurist, blieb in Brünn, obschon er 1860, nach dem Tode seines Vaters, vollständige Unabhängigkeit erlangte. Der Biograph meint: „Es war seine passive Natur, die ihn in der verhassten Laufbahn verharren ließ, und zwar nur deshalb, weil er sich eben einmal darin befand. Solche Charaktere sind zu bedauern, aber es ist ihnen nicht zu helfen.“ Goldhann war inzwischen als Dramatiker mit einem Trauerspiel „Der Landrichter von Urban“ hervorgetreten, das in Hamburg und auf einer Anzahl österreichischer Provinzialbühnen, zuletzt in Prag, aufgeführt wurde und das Lieblings- und Schmerzenskind des Dichters blieb. Bedeutend genug, um über den Troß der bei der Schule Halm's und überhaupt bei den altösterreichischen Dramatikern beliebten Spaniernachahmungen hervorzuragen, war es doch nicht lebensvoll und selbständig genug, um Goldhann einen weithin sichtbaren theatra- lischen oder einen bleibenden litterarischen Erfolg zu sichern. Wie tief ihm schon die ungefund raffinirte Weise des Dichters der „Griseldis“ und des „Sohns der Wildnis“ ins Blut gedrungen war, verrät neben dem Entwurf zu einer Tragödie „Herostrot“ (von der Soffé ein interessantes Bruchstück mitteilt) auch das vollendete Trauerspiel „Der Günstling eines Kaisers,“ dessen Held Petronius Arbitr, der Günstling Neros ist. Obschon die inzwischen erfolgte Bekanntschaft mit Hebbel nicht ohne Einfluß auf die Kraft des Ausdrucks und die größere Schärfe der Charakteristik in dieser Tragödie blieb, so war doch die eigentliche Erfindung, das Schwelgen in der Schilderung der üppigen Sinnelust und der schwülen Luft am Hofe Neros, das phantastische Motiv, nach dem Petronius die wahnsinnige Genußsucht des Imperators anstachelt, um den Zusammensturz der Tyrannei früher herbeizuführen, selbst der Zug, daß ein satirisches Buch Rettung bringen soll, während die entfittlichte Römerwelt dies Buch für einen geistigen Leckerbissen nimmt, durchaus noch Halm verwandt. Was Hebbel an dem wunderlichen Drama (dem er zum Druck bei Hoffmann und Campe in Hamburg verhalf) hochhielt, war eine gewisse phantasiervolle Anschaulichkeit, die allgemeine dichterische Fähigkeit, sich in eine fremde Welt zu versetzen und deren Einzelheiten zu beleben. Wenn daher Soffé das Interesse Hebbels an dem Werke betont und gleichsam in Ver-

bindung damit auf eine Kritik Strodtmanns (im Orion von 1863) zurückweist, die den Theaterern ansah, das Goldhann'sche Werk aufzuführen, so darf man wohl an die Worte Hebbels in einem Briefe an Ad. Stern erinnern: „Sie erkundigen sich nach dem »Günstling eines Fürsten« von Goldhann. Ich muß wohl gut von dem Werk denken, denn ich habe es selbst zum Druck befördert. Aber von allem, was Strodtmann daran rühmt, findet sich nichts darin. Der Verfasser hat ein entschiednes poetisches Talent, ein sehr schwaches dramatisches und gar kein theatralisches. Von der Taktlosigkeit in Bezug auf mich will ich gar nicht reden. Aber die Theaterdirektoren werden über den kritischen Don Quixote lachen, der ihnen die Inszenirung solcher Unmöglichkeiten zumutet.“ (31. Dezember 1862. Bd. 2, S. 515 des Briefwechsels.) Ein drittes großes Drama Goldhanns „Ein Königshaus,“ das in seinem Aufbau die frühern dramatischen Dichtungen vielleicht übertraf, aber die phantasievolle Beweglichkeit des „Günstlings“ nicht mehr aufwies, war die letzte bedeutende Schöpfung Goldhanns.

Von allen Seiten her wegen seines Mangels an Bühnenpraxis zurückgewiesen, verlor er die Lust, seinen ernsten, einsamen Weg weiter zu verfolgen und suchte in einer Reihe späterer Dramen: „Tief im Gebirge,“ „Ein verkauftes Herz“ und „Am Rande des Abgrunds,“ sowie mit einigen kleinern Lustspielen von dürftiger Erfindung („Ein Solofänger,“ „Freigegeben,“ „Im alten Raubschloß“) um jeden Preis den theatralischen Forderungen zu genügen und sich den Zugang zu den Brettern zu erzwingen. Dies gelang ihm, aber er hätte sich bei einiger Selbsterkenntnis selbst sagen können, daß ihm die auf solche Weise erzielten Erfolge keine Befriedigung gewähren würden. Goldhann wurde in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens ein ziemlich verbitterter, mehr und mehr vereinsamer Sonderling, in seiner Reizbarkeit gegen die ihn umgebende kleine Welt von Brünn oft ungerecht und doch so sehr in der Gewohnheit befangen, daß er es auch zu der oft geplanten Übersiedlung nach Wien nicht brachte. Glücklicherweise sicherte ihn sein Vermögen gegen jede äußere Not des Lebens und erlaubte ihm jede Erholung und Auffrischung, nach der es ihn verlangte. „Weil er bei den Menschen geringen Anteil fand, so rettete er sich in die freie Natur, in die großartige Alpenwelt, oder er eilte nach dem Süden. Er unternahm fast alljährlich Reisen, am liebsten nach der Schweiz oder nach Italien, er sammelte da Eindrücke, die er für ein großes Reisetwerk verwenden wollte, zu dem es aber nicht mehr kam. Gestorben ist er am 18. Januar 1893 in Brünn. Seine noch unveröffentlichten litterarischen Arbeiten, vor allem seine lyrischen Gedichte, hinterließ er seinem Neffen Franz Goldhann.

Aus diesem Nachlaß ist der vorliegende Band „Gedichte“ hervorgegangen (der zum Besten des deutschen Journalisten- und Schriftstellervereins für Mähren und [österreichisch] Schlesien veröffentlicht worden ist). Wenn die

Freunde des Dichters meinen, daß Goldham, sein eigenstes Interesse verkennend, mit Unrecht seine Lyrik vernachlässigt habe, so sind sie im Irrtum. Von eigentlich elementarer, aus der innersten Seele quellender und die innerste Seele mit ihrem Zauber ergreifender Lyrik ist in diesen zum Teil vortrefflichen Versen, in diesen Gedichten, die der Ausdruck einer besondern, hochstrebenden und feinsühlenden Persönlichkeit sind, nichts zu spüren. Gedichte, denen eine individuelle lyrische Form innewohnt, und in denen der Naturklang selbst nachhallt, gelangen Goldham nicht. Wohl aber warmempfundne Bekenntnisse und Aussprüche einer edeln Persönlichkeit, liebenswürdige Gleichnisse, in denen der Dichter seine meist elegischen Stimmungen verkörpert, Gedichte wie „Christabend,“ „Regen und Lieder,“ „Sonnenuntergang,“ „Gebet,“ „Betrachtung,“ „An eine Dulderin,“ „Liebestod,“ einzelne gehaltvolle Sonette, auch kleine Dichtungen mit satirischer Spitze wie „Begegnung“:

So viele Millionen Sterne
Zieh'n durch die Welt äonenlang,
Und ungestört in heilger Ferne
Walt jeder seinen stillen Gang.

Doch wo zwei Menschen nur sich finden,
Nur zwei auf dieser Erdenbahn:
Des Hasses giftige Worte künden
Dir gellend ihr Begegnen an.

Sie sind gewinnende und bleibende Zeugnisse dafür, daß in Goldham einer der zahllosen fragmentarischen Dichter lebte, denen es nur in einzelnen Augenblicken gelingt, ihre Art und ihr Empfinden ganz rein zu spiegeln. Die altösterreichische Lyrik verstand die Wahrheit, daß die echte poetische Anschauung sich meist im Bild offenbart, fälschlich dahin, daß sie jedes poetische Bild schon für eine poetische Offenbarung hielt. Etwas von diesem Irrtum ist noch auf Ludwig Goldham mit übergegangen. Bei alledem aber verdient das Gedächtnismal, das ihm die Pietät seiner Landsleute errichtet hat, die Teilnahme jedes Litteraturfreundes, der begriffen hat, daß sich die großen und leuchtenden Spitzen der Litteratur nur aus Hüggelland und mäßigen Höhenzügen erheben können und nicht als isolirte Riesen über dem flachen Lande aufragen. Man darf den Deutsch-Österreichern dazu Glück wünschen, daß sie sich diese Erkenntnis bewahrt haben und daher auch ein Talent wie Ludwig Goldham nicht klanglos der Vergessenheit anheimfallen lassen.

